

Im „Jardin des Plantes“ war es eines Tages einem Löwen und einer Hyäne gelungen, ihre Käfige zu öffnen, die nur nachlässig verschlossen gewesen waren.

Ein heller Morgen war's, und lustig leuchtete die Sonne am Rande des bleichen Himmels. Unter den mächtigen Kastanienbäumen herrschte die feuchte, dämpfige Frische des werdenden Frühlings. Die beiden biedereren Vierfüßler, die soeben reichlich gefrühstückt hatten, wandelten durch den Garten mit schlängelnden Bewegungen, indem sie zuweilen stille standen, um sich zu beleuen und mit Wollust die Annehmlichkeit des herrlichen Tages zu genießen.

Am Ende einer Allee begegneten sie einander, und nach Austausch der üblichen Höflichkeit setzten sie ihren Spaziergang gemeinschaftlich fort, in traulich kameradschaftlichem Geplauder. Es dauerte aber nicht lange, da fing der Garten an, sie zu langweilen; auch fast er ihnen sehr klein vor. Sie betraten nun, welchem Veranlassen sie ihren Tag widmen wollten.

„Meiner Frau“, meinte der Löwe, „ich hätte nicht übel Lust, eine Grille zu betriebligen, die mir schon lange im Kopf herumgeht. Es sind jetzt viele Jahre her, daß diese Menschen gelassen kommen, um mich in meinem Käfig anzufragen und anzustarren, wie rechte Einfaltspinsel. Ich habe mir daher fest vorgenommen, bei der ersten, sich bietenden Gelegenheit hinzugehen, um mir diese Kerle in ihrem Käfig anzuschauen, selbst auf die Gefahr hin, ihnen ebenso dumm zu erscheinen, wie sie mir. ... Ich schreie Dir also einen kleinen Spaziergang nach dem Menschenkäfig vor.“

In diesem Augenblick begann das erwachende Paris zu pusten und zu schnarchen, so dröhnend, so gewaltig, daß die Hyäne nie gekannt haben blieb und voll scharfer Unruhe hinhorchte. Dampf und drohend klang die Stimme der Stadt herauf. Hervorgebracht durch das Gepolter der Wagen und das Geschrei in den Straßen, als ob dieses Lärmemurmur ein toter Wutbauch, vermischt mit Stöhnen und Todesstöhnen.

„Mein guter Gott!“ murmelte die Hyäne, sie erwidern sich gewiß in diesem Käfig. Höre, wie sie zornig sind und wie sie krüllen. ... Wahrhaftig, sie machen einen gräßlichen Lärm“, sagte der Löwe. „Wahrhaftig quält sie gerade ein Thierbändiger.“

Das Getöse schwoll immer mehr an, so daß die Hyäne wirklich Angst bekam. „Meinst du, daß es klug sein wird, sich da hinein zu wagen?“ fragte sie furchtsam. „Bah, sie werden uns nicht fressen“, antwortete der Löwe. „Zum Henker auch, komm' nur! Die Menschen scheinen sich ja recht nett herumzubalgen, und das wird uns wohl zu lachen geben.“

In den Straßen schlichen sie beschneid an den Häusern entlang. Wie sie an eine Kreuzung kamen, wurden sie plötzlich vom Strom der Menge mit fortgerissen. Sie folgten diesem Zug, der ihnen ein interessantes Schauspiel versprach. Bald befanden sie sich auf einem weiten Platz, auf dem sich ein ganzes Volk bis zum Zerquetschen drängte. In der Mitte war ein Gerüst aus rothem Holz aufgeschlagen. Aller Augen waren darauf gerichtet mit einer Art von gierigem Verlangen und Vergnügen.

„Sieht du“, sagte mit leiser Stimme der Löwe zur Hyäne, „dieses Gerüst ist ohne Zweifel ein Tisch, auf dem man eine gute Mahlzeit auftragen wird für alle diese Menschen, die sich schon die Zunge darnach lecken. Nur erscheint mir der Tisch dort ein wenig klein für diese Horde von Hungerigen.“

Kaum er diese Worte gesprochen hatte, stieß die Menge ein Gemurmel der Befriedigung aus, und der Löwe erklärte, jetzt müßten die Speisen ankommen, wahrscheinlich bräute sie der Wagen, der dort in tollem Galopp herankam. Aus dem Wagen zog man einen Menschen heraus, setzte ihn auf das Gerüst und schnitt ihm mit großer Geschwindigkeit den Kopf ab. Sodann legte man den Leichnam in einen anderen Wagen und beulte sich, ihn flüchtend vor dem Heißhunger der Menge zu bergen, die, ohne Zweifel aus Nahrungsgier, laut aufbeulte.

„Schau, man ist den nicht!“ rief enttäuscht der Löwe. Die Hyäne schloß einen leisen Schauer durch ihre Borsten gehen. „Du was für Ungeheuren hast du mich geführt“, sagte sie vorwurfsvoll zu ihrem Genossen. „Sie tödten, ohne Hunger zu haben. ... Um Himmelswillen, trachten wir so schnell als möglich von ihnen wegzukommen!“

Als sie den Platz verlassen hatten, schlugen sie die Richtung nach dem dunkleren Boulevard ein und gingen ganz besuchamt an den Quais entlang. Wie sie zur Altstadt kamen, bemerkten

# Sonntags-Blatt

## Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“

F. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 6. Sept. 1901

Jahrgang 22 No. 1

„New York Journal“ schickte ihm einen Vertreter, der ihn bat, auf Rechnung seines Vaters die Weltreise zu machen. Als Verne auf seine Gebrechlichkeit und sein Alter hinwies, sagte der Amerikaner: „Wir brauchen nicht Ihre Rüstigkeit, sondern Ihren Namen; das Lebige besorgen wir.“ Da Verne sich immer noch weigerte, fuhr der Abgesandte fort: „Sie können Ihren Preis bestimmen. Was Sie auch fordern, ich bin ermächtigt, abzuschließen.“ „Nun gut, so geben Sie mir Augen!“ rief der unglückliche Greis, der dem gänzlichen Erblinden nahe ist.

Auch Kühe und Pferde werden jetzt in die Sommerfrische geschickt.

Die Mode, schreibt die Straßburger Post, daß sich die Städter im Sommer auf das Land hinausbegeben, um dort ihre Kräfte wieder aufzufrischen, ist noch nicht gar alt. Vor dreißig Jahren war die Sitte keineswegs schon so allgemein wie heute, wo alles, was nur überhaupt irgendwie kann, wenigstens auf ein paar Tage auf's Land hinaus zieht und davon auf's Neue zu werden, als unsere Mütter noch Mädchen waren, machte man im Sommer einmal in den mittleren Bürgerfamilien eine kleine Landpartie für einen Tag, und die übrige Zeit verbrachte man in den kleinen verdorrten Klüften. Aber nicht nur die Menschen haben heutzutage das Bedürfnis, auf's Land zu gehen. Die Wohlthat, einige Zeit frisches Grün und kühle Wälder zu sehen, wird in unserer fortgeschrittenen hygienischen Zeit auch Thieren zu theil, von denen der Mensch erhebliche Leistungen erwartet. So werden heutzutage Kühe auf die fröhliche Sommerweide geschickt, und der Schreiber dieser Zeilen beneidet schon seit Wochen eine Kuh-Jungfer eines Nachbarn in der Vorstadt, die sich in der Schweiz in der Sommerfrische befindet, die ihr so gut bekommen ist, daß sie als Gattin zurückkehren wird, ein Fall, der sich bei den menschlichen Sommerfrischlern auch oft ereignet soll. Was aber einer Kuh billig ist, das ist natürlich für ein edles Rennpferd — theurer. Eine schweizerische Weidommerfrische genügt nicht für ein edles Roth, das in der Gunst des Publikums selbst den modernsten dramatischen Dichter hinter sich läßt, so ein gutes Hotho muß gleich einer gefeierten Beute ins Seebad. So hat der Rennballbesitzer van den Berg seinen Renner „Spofford“ nach Zandvoort ins Bad geschickt, damit er sich von einigen Gebrechen erhole. Auch ein anderer Rennballbesitzer, de Neuter, schickt seine Roth regelmäßig nach der belgischen Küste ins Seebad. Glücklicherweise ein Rennpferd ist!

Die Kostspieligkeit vermiedener Luftballonfahrten.

Was kostet eine Luftballonfahrt? Wenn man diese Frage, so schreibt die Neue Freie Presse, einem erfahrenen Aeronauten vorträgt, dann kann man zur Antwort erhalten: „Das kommt darauf an, wie viel Rauchfänge umgeworfen werden.“ Rauchfänge und andere Objecte, welche die übige Anlage haben, sich der Fahrt der Ballons in den Weg zu stellen. Dadurch kann die Sache erheblich vertheuert werden. In Bezug auf die gewöhnlichen Kosten muß man zwischen militärischen und „bürgerlichen“ (um nicht zu sagen civilistischen) Ballonfahrten unterscheiden. Die ersteren kommen billiger zu stehen, weil das Material immer vorräthig ist und die Hilfskräfte Kameraden sind. Die Fahrten, die jetzt so häufig vom Startplatz des Arsenals in Wien aus unternommen werden, verursachen keine überproportionalen Kosten. Die Füllung ist das theuerste; sie kommt auf etwa 100 Gulden. Material, Proviant, Instrumente (Gegenstände, die zu Grunde gehen können) kann man mit 50 Gulden ansetzen. Dann kommen die Kosten der Rückfahrt, die Prämie für die prompte Ablieferung, ebenfalls 50 Gulden. Also eine Fahrt, wenn sie glatt verläuft, kann auf etwa 200 bis 250 Gulden zu stehen kommen. Ein ganz anderes Gesicht erhält die Sache, wenn man es mit einer „schweren Fahrt“ zu thun hat. So zum Beispiel jene gefährliche in der letzten Zeit, bei welcher zwei Offiziere verunglückten. Die Besitzer der Rauchfänge, Dächer, Bäume, Acker und Gärten, die bei der Landung in Mitleidenschaft gezogen wurden, säumen nicht, ihre Forderungen auf Schadenersatz zu stellen. Der Schaden, den die erwähnte Fahrt verursachte, kann heute mit mehr als 600 Gulden beziffert werden. Zuweilen werden auch Ansprüche erhoben, die nicht im Verhältnis stehen zu dem angerichteten Schaden. Die Kosten einer russischen (militärischen) Ballonfahrt, die auf österreichischem Gebiet ihr Ende nahm, hätten, ohne die Zuorkommenheit der österreichischen Behörden sehr große werden können. Billig kommen jedenfalls auch die deutschen militärischen Fahrten nicht, die in der letzten Zeit auf französischem Gebiet ihren Abschluß fanden. Die Rückfahrt ist immer von einer kleinen Berechnung begleitet. Die „bürgerlichen“ Luftfahrer können sich die Kosten erleichtern, indem sie zahlende Passagiere mitnehmen. Der Fahrpreis schwankt zwischen 25 und 500 Gulden.

Es gibt Frauen, die, beleidigt, sich dadurch rächen, daß sie gegen ihre Namensschwester „gerüchlich“ vorgehen.

sie hinter der Notre-Dame-Kirche ein langes, niedriges Haus, in das die Vorübergehenden eintraten, wie man in eine Marktbude tritt, um irgend ein Phänomen zu sehen, und das sie mit verwundernden Gesichtern wieder verließen. Uebrigens bezahlte man weder beim Hinein- noch beim Herausgehen etwas. Der Löwe und die Hyäne gingen der Menge nach, und da sahen sie nun, ausgestreckt auf langen Platten, Leichname liegen, deren Fleisch von Wunden durchlöchert oder wie vom Wasser aufgebunnen war. Die Zuschauer betrachteten in stummer Reugierde mit kühlen, ruhigen Blicken die todtten Leiber.

„Nun, was sagst du?“ murmelte die Hyäne. „Sie tödten nicht, um zu essen. Schau' doch, wie sie die fäuligsten Nahrungsmittel verderben lassen.“

Als sie sich wieder auf der Straße befanden, kamen sie an einem Metzgerladen vorbei. Ganz roth war das Fleisch, das hier an blanten eisernen Haken umherhing; hoch hinauf an den Wänden war es aufgestapelt; und in dünnen Fäden rieselte das Blut daraus hervor auf die Marmorplatten des Bodens. Dünner und roth leuchtete die ganze Halle.

„Sieh' doch“, sagte der Löwe, „du besauest, daß die Menschen nicht essen. Da haben sie einen Vorrath aufgehäuft, mit dem die ganze Kolonie unseres Gartens auf volle acht Tage versorgt werden könnte. ... Ob das wohl Menschenfleisch ist?“

Die Hyäne hatte, wie bereits bemerkt wurde, reichlich gefrühstückt. „Wui“, sagte sie, indem sie sich abwendete, „das ist ettelhaft. Mir wird ganz übel vom Anblick dieser Fleischmassen.“

„Bemerkst du“, nahm nach einiger Zeit die Hyäne wieder das Wort, „bemerkst du diese dicken Thüren und die riesigen Schloßer daran? Die Menschen sperren sich durch Holz und Eisen von ihregleichen ab, aus Furcht, von einander verschlungen zu werden. Und an jeder Straßenecke stehen Leute, mit Säbeln bewaffnet, um den öffentlichen Anstand aufrechtzuerhalten. Sind das wilde Bestien!“

Im selben Augenblick raste ein Automobil vorüber, das ein Kind unter seinen Rädern zerquetschte, so daß das Blut ausspritzte bis in des Löwen Gesicht.

„Aber das ist ja entsetzlich“, rief er aus, indem er sich mit einer Wote äuferte. „Man kann ja nicht zwei Schritte in Frieden machen. Es raubt Blut in diesem Menschenkäfig.“

„In der That“, meinte die Hyäne, „sie haben diese rollenden Maschinen nur erfunden, um so viel Blut wie möglich zu bekommen. Das sind vielleicht die Pressen, um aus den Leibern das Blut zu kelnern. Seit kurzem bemerke ich auch auf Schritt und Tritt verpestete Wunden, in deren Hintergrund Männer sitzen, die aus hohen Gläsern eine rothe Flüssigkeit trinken, die gewiß nichts Anderes ist als Blut. Sie trinken große Mengen dieses rothen Saftes, wahrscheinlich um sich bis zur Nördlichkeit zu beurlauben, denn in mehreren dieser Lokale sah ich, wie die Trinker einander mit den Fäusten niederschlugen.“

„Ich begreife jetzt auch“, nahm der Löwe wieder das Wort, „die Notwendigkeit des großen Bades, der mitten durch ihren Käfig fließt und den sie seine nennen. Er reinigt den Käfig und nimmt alles vergossene Blut mit fort. Die Menschen müßten ihn selber hierher geleitet haben, aus Furcht vor der Pest wahrscheinlich. Auch werfen sie alle Ermordeten da hinein.“

„Wir wollen lieber nicht mehr über die Bräute gehen“, unterbrach ihn die Hyäne zusammenschauernd. „Bist du nicht auch müde? Es wäre vielleicht klüger, jetzt heimzuwandern.“

„Ich konnte den guten Thieren nicht Schritt für Schritt folgen. Der Löwe wollte Alles sehen, und die Hyäne, deren Schred bei jedem Schritte wuchs, mußte ihm wohl oder übel folgen, da sie es nicht um Alles gewagt hätte, den Rückweg allein anzutreten. Als sie an den Börsenpalast kamen, erreichte sie durch inständiges Bitten wenigstens so viel, daß man nicht da hinein ging. Es drangen aus dieser Märderarube solche Klageklänge, ein so gräßliches Geschrei, daß sie zitternd vor der Thür hielt und ihr die Borsten zu Berge standen.

„Komm' schnell, schnell!“ rief sie und versuchte, den Löwen mit fortauziehen. „Da ist aemich der Schaplauf des allgemeinen Gemetels. Hörst du

das Seufzen und Stöhnen der Opfer und das Freuden geul der Henter? Es muß die Schlachtbank sein, die alle Metzgerbuden versorgt. Machen wir um Himmelswillen, daß wir weiter kommen!“

Der Löwe, den auch bereits die Furcht ergriffen hatte und der schon den Schweiß einzog, gab gerne nach. Er floh nur nicht geradezu, weil er ja seinen Ruf des Muthes und der Tapferkeit nicht auf das Spiel setzen durfte. Noblesse oblige! In seinem Inneren aber klagte er sich schon der Verwegenheit an und sagte sich, daß ihn das Gebrüll von Paris diesen Morgen doch hätte zurückhalten sollen, in diese wilden Menagerie einzubringen.

Der Hyäne klapperten vor Furcht die Zähne, und Beide schlichen vorsichtig weiter und trachteten, nach Hause zu kommen.

Und siehe da, plötzlich erhebt sich ein dumpfes Gebrause von den Ecken des riesigen Menschenkäfigs her. Die Wände schließen sich, die Sturmglode schlägt an und sendet ihr beängstigendes Stöhnen und Wimmern durch die Luft.

Bewaffnete Menschenhaufen stürmen durch die Straßen her, füllen sie, reißen das Pflaster auf und errichten in Eile Barrikaden. Das Gebrüll der Stadt ist verstummt, schmerzliches, düsteres Schreien herrscht ringsum. Die menschlichen Bestien schreien lautlos, sie kriechen längs der Häuser hin, lauern, sprungbereit. Bald auch schneller sie empor, des Gewehrfeuer beginnt, von der tiefen ersten Stimme der Kanone begleitet. Das Blut fließt, die Todten liegen mit dem Gesicht in den Gossen und Wägen, die Verwandten jammern. Es haben sich im Menschenkäfig zwei Streithaufen gebildet, und nun vergnügen sich diese Ingeheuer damit, sich untereinander zu erwürgen.

Sobald der Löwe begriffen hatte, worum es sich da handelte, rief er aus: „Mein lieber Gott, errette uns aus der Bedrängniß! Ich bin gehirrig bestraft dafür, daß ich dem thörichtesten Gelüste nachgab und diese furchterlichen Fleischfresser aufsuchte. Wie sind doch unsere Sitten milde im Vergleich zu den ihren! Niemals mordeten wir uns und tressen wir uns untereinander auf.“ Und zur Hyäne wendend, fuhr er fort: „Gehen wir schnell! Nehmen wir Reißaus! Spielen wir nicht länger die Beherzten! Ich für meine Theil gestehe, daß mir vor Schred die Knochen im Leibe zittern. Suchen wir denn schleunigst aus dieser barbarischen Sengend fortzukommen!“

Voll Scham und Schauer und banger Furcht ergriffen Löwe und Hyäne die Flucht. Immer schneller und verwegener stürzten sie dahin, vom Entsetzen gepetit. Die schrecklichen Erinnerungen an die Erlebnisse dieses Tages flackelten ihre Schritte zu überhitztem Laufe.

So kamen sie athemlos beim „Jardin des Plantes“ an. Noch haben sie sich zitternd um. Dann erst wagten sie, sich auszuschnaufen. Aber eiligst warfen sie sich in einen leeren Käfig, dessen Thür sie mit allen Kräften hinter sich verschlossen. Und nun eroffnen sie sich in fröhlichen Beglückwünschungen über ihre glückliche Wiederkehr.

„Nichts“, sagte der Löwe, „soll nichts in der Welt jemals dazu bringen, meinen Käfig zu verlassen, um mich in dem der Menschen herumzutreiben. Es giebt doch kein Glück und keinen Frieden außerhalb dieser meiner behaglichen civilisirten Zelle.“

Wie er die Hyäne die Eisenstäbe des Käfigs einen nach dem anderen sorgsam abtasten sah, fragte er: „Was untersuchst du denn so eifrig?“

„Ich sehe nach“, erwiderte sie, „ob diese Stangen auch fest genug sind, um uns ausreichenden Schutz zu gewähren wider die Wildheit der Menschen.“

Als dem türkischen Sultan Rudhard Kipling's Lied vom „absentminded beggar“ vorgelegt wurde, ließ er es sofort durch den Censor verbieten. Man kann es ihm nicht verdenken, er muß oft genug hören: „pay, pay, pay.“

Aufern sind gesund, wenigstens hat man nie eine über Krankheit klagen hören.

„Dntel Sam hat das größte „Heben-de Heer“ von Pensionären.“

Guten Appetit scheinen die Volksvertreter in England zu haben.

Eine interessante Statistik veröffentlicht ein Londoner Blatt, indem es mittheilt, wie groß der Hunger der englischen Volksvertreter während der letzten Tagung gewesen. Obwohl die Kammern 15 Tage später eintraten wurden als im vergangenen Jahre, sind doch diesmal 20,000 Mahlzeiten mehr servirt worden, die 13,000 Speisen nicht mitgerechnet, welche auf das Konto der Journalisten kommen. Im Ganzen lieferten die Küchen der Kammern: 21,415 Dejeuner, 33,255 Diners, 754 Soupers, 40,020 Portionen und 6240 kalte Speisen. Eine dankenswerthe Verbollständigung würde diese Statistik aufweisen, wenn sie auch verrieth, wie viel Getränke dazu consumirt worden sind.

Unangenehme Verkümmelung einer Treppe in Bayern.

Die Allgemeine Zeitung in München erzählt folgendes Geschichtchen: Eine höhere Tochter kommt aus dem Pensionat ins Elternhaus in der Stadt zurück. Der Hausarzt empfiehlt dem Vater, sie so bald als möglich auf's Land zur Kräftigung zu schicken. Mit der Bitte, doch bald über ihr Befinden Nachricht zu geben, entführt der Zug den Abschied winkenden Eltern die Tochter. — Tage vergehen, ohne daß eine Nachricht eintrifft; den Eltern wird es ängstlich zumuthe, der Vater gibt ein Telegramm auf: „Sofort telegraphiren, wie es Dir geht.“ — Nach mehrstündigem Harren trifft endlich folgende Antwort ein: „Liebe Eltern, verzehet. In Wäutern. Brief folgt.“ — Die Mama war einer Ohnmacht nahe. Der Vater beschloß, sofort zu seiner Tochter zu eilen. Er fand sie zu seiner Freude beim besten Befinden. Der schreckliche Telegraphist hatte „Mutter“ statt munter telegraphirt.

Die Kunst, einen Brief zu erhalten, ohne das Porto zu bezahlen.

Da man sich gegenwärtig häufig mit der Verbilligung des Posttarifs beschäftigt, mag eine amüsante Anekdote erwähnt werden, die erzählt, wie dem ehrenwerthen Rowland Hill die Idee gekommen ist, den Preis für das Freimachen der Briefe in England herabzusetzen. Eines Tages ging Rowland Hill in der Umgebung Londons spazieren. An der Thür eines kleinen Hauses sah er einen Briefträger, der einen Brief in der Hand hielt und mit einer ärmlich gekleideten alten Frau discutierte. Hill trat hinzu und erfuhr, daß es sich um einen nicht frankirten Brief handelte, dessen Porto die Arme jedoch nicht bestreiten konnte. Gerührt mißte sich Rowland Hill hin und begabte das Porto. Der Briefträger entfernte sich. Da sagte die alte Frau: „Danke, mein Herr, aber Sie haben sehr unrecht gethan, für mich zu bezahlen. Mein Sohn schickt jeden Monat einen solchen Brief. Ich nehme ihn jedesmal nicht an; denn er enthält nur ein Blatt weißes Papier. Wenn ich nun die Schrift meines Sohnes auf dem Briefumschlag sehe, weiß ich, daß er sich wohl befindet. Das genügt mir und kostet ihn nichts.“ Rowland Hill lachte herzlich, dann überlegte er sich die Sache, und von dieser Zeit datirt der sehr niedrige Preis für das Freimachen in England.

Eine Strafe aus Menschenhäuten im dunkelsten Afrika.

Das von französischen Zeitungen berichtete Project, die Straßen der Seine-Stadt mit gläsernem Pflaster zu versehen, kann keinen Anspruch auf Originalität mehr erheben: Jedem, der Lyon, das alte Lyonium der Römer, betreten hat, ist sicher das merkwürdige Pflaster der Rue de la Republique aufgefallen, das aus achtzigjährigen Glas-Quadratblöden besteht, die so fest und akkurat aneinander gefügt sind, daß kein Wassertropfen zwischen ihnen durchdringen kann. Aber gläserne Verlehrswege sind durchaus noch nicht die sonderbarsten auf unserem wunderbaren Planeten. In Gwanqu im dunkelsten Afrika kritirt eine Strafe, die mit Iru und Redt „Schädelstätte“ genannt wird. Um die in einem Oval angelegte Stadt zieht sich ein Ballfabrikant, von dem jeder einzelne Pfahl als landesübliche Ausschmückung einen menschlichen Schädel trägt. Zu den sechs Thoren Gwanqu's kann man — ein graufiges „menmento mori“ — nur auf Zugängen gelangen, zu deren Niederriemung circa zwölftausend von der afrikanischen Sonne schwarzweiße gebleichte Menschenhäute verwendet worden sind. Mit dem tiefstürmischen Praxirigrade, das auf chemisch-mechanisch Wege zu fast unzerstörbaren Blöcken comprimirt